

www.e-rara.ch

Die Bildhauer von Worms

Meissner, Alfred

Berlin, 1874

Universitätsbibliothek Basel

Shelf Mark: LesG E 5441

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-26229>

Drittes Kapitel

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Drittes Kapitel.

Der neue Meister.

Als Robert am Morgen des folgenden Tages erwachte und Umschau hielt, mußte er sich sagen, daß sein Leben eine große Veränderung erlitten. Er war zwar in Worms, in einer und derselben Stadt mit seiner Geliebten, dennoch aber dieser eigentlich weiter entrückt, als wenn er, wie seine Absicht gewesen, in die Welt hinausgegangen wäre. Der alte Fernthaler hatte ihn förmlich aufgefordert, sich nach Jahren wieder als Bewerber um die Hand seiner Tochter einzustellen; Robert hatte ihm gehorchen wollen, indem er sich selbst verbannte, und nun war er in Opposition zu Fernthaler getreten, nicht nur dadurch, daß er in Worms geblieben, sondern auch damit, daß

er bei seinem Nebenbuhler Stellung genommen. Somit war die ganze Lage verändert. Robert mußte fürchten, daß ihn der Alte ungefähr so ansehe, wie ein Regent einen heimlich zurückgekehrten Verbannten, bei dem er ohne weiteres gewaltsame Pläne und böse heimliche Machinationen voraussetzt.

Von Fernthaler's Wohnung war Robert übrigens durch mehr als die ganze Breite der Stadt getrennt. Meister Lippert's einstöckiges Haus lag fast ein Viertelstündlein von der Stadt entfernt, etwa fünfzig Schritte seldein von dort, wo jetzt die Dampfboote anlegen, damals aber hart am Wasser, denn der Strom, der im Mittelalter die Stadtmauern selbst bespülte, ging dazumal diesen doch noch näher als jetzt der Fall ist. Man kam daran vorüber, wenn man mit dem Schiffe fuhr. Es stand auf einer bastionartigen Erhöhung, die nach den Franzosenkriegen theilweise geschleift worden war, noch mit zwei andern Häusern, von welchen es durch einen um das Haus laufenden Garten und Plankenverzäunungen geschieden war. Ein sumpfiges Ufer, von einzelnen

Vappeln besetzt, und ein Fleck stehenden Wassers, in welches im Herbst Reiber einzufallen pflegten, bildeten die wenig reizende Umgebung. War der Wasserstand ein höherer, dann brauste der Rhein an der alten Bastion empor.

Andererseits machte Alles auf Robert den Eindruck, wie wenn er aus dem Hause eines wackeren, aber geistig beschränkten Handwerkers in die Wohnung eines wirklichen Künstlers gekommen sei. Die Werkstätte war licht, nett, mit vielen Modellen ausgefüllt. Dem Eintretenden schien der griechische Faustkämpfer entgegen zu springen, Amor und Psyche hielten sich lieblosend umschlungen, eine Dryas lächelte, selbstzufrieden in ihrer Schönheit, in einer Ecke. Hier war eine halbvollendete Portraitbüste in cararischem Marmor, dort ein Fries mit Arabesken, Blumen und Thieren, zu schauen. Auf dem Mittelische lag ein antiquarischer Atlas aufgeschlagen. Man sah auf dem ersten Blicke, daß der Meister, der hier waltete, die Kunst anders auffaßte, als Fernthaler. Der Sohn eines armen Zimmermannes hatte sich Franz Lippert durch

eigene Kraft emporgebracht. Nachdem er lange das Modelliren ohne sonderliche Vorbilder betrieben, begab er sich plötzlich ohne alle Mittel nach Leyden, wo eben die Front des Rathhauses mit Sculpturen geziert wurde und fand dort in einer Werkstätte Beschäftigung. Hier arbeitete er in untergeordneter Stellung weiter, ohne jedoch seine selbstständigen Studien nach der Natur zu unterbrechen. Sein Wandertrieb führte ihn in den Süden; er kam nach Salzburg und lieferte für den Erzbischof einen Springbrunnen mit zahlreichen Figuren, der großes Aufsehen machte. Doch auch hier hielt es ihn nicht. Sein künstlerischer Drang führte ihn in die Siebenhügelstadt Rom und von da nach Paris, wo eben Pigalle und Coustou auf der Höhe ihres Wirkens standen. Der Einfluß, den sie auf den jungen Manne übten, war noch spät in seinen Werken nachweisbar.

Er war eine echte Künstlernatur — kräftig, offen, natürlich. Aus allen Zügen des Mannes: der hohen Stirn, der hochgeschwungenen Nase, den feurigen Augen sprach eine ungewöhnliche, fast übermüthige

Kraft; diese aber war durch ein gutes, fröhliches, menschenfreundliches Herz gebändigt und gemildert. Man sah ihm an, daß er in der Jugend ungewöhnlich schön gewesen; noch heute hatten die Augen und der Mund mit dem leise satyrischen Zuge etwas unheimlich Gewinnendes.

In seinen Schöpfungen waltete ein kräftiges Schönheitsgefühl und eine gesunde Sinnlichkeit. Seine Werke waren frei von jedem geuchten, nicht unmittelbar wirkenden Zuge und fesselten durch den Reiz glücklicher Natürlichkeit. Wie er so mit freiem, gesundem Auge in's Leben hineinschaute, so griff er auch herzlich hinein und gestaltete dann rasch mit fecker und sicherer Hand. Er hatte ein Verlangen nach Darstellung von Seelenzuständen, nach dem Ausdruck der Gemüthswelt, des Empfindens und Wollens. So waren seine Figuren voll sprechender Bewegung und Haltung, wenn sie gleich in der Durchbildung der Körper zurückblieben. Besonders in Gruppen wußte er die Wechselbeziehungen der Individuen in einem gemeinsamen Vorgang trefflich auszudrücken.

Leider war es ihm nicht gegeben, sich zu concentriren und sein Genie an einem größeren Werke zu bethätigen; auch zerstreuten sich seine Arbeiten, die Kinder seiner Hand, nach allen Richtungen, wie es schon die Unstättigkeit seines Aufenthalts mit sich brachte. Doch sind heute noch im Schwesinger Garten und im alten Schlosse zu Bruchsal, der ehemaligen Residenz des Erzbischofs von Speier, eine Anzahl Statuen von Lippert zu sehen, welche die Figuren der griechischen Mythe höchst glücklich in moderner Auffassung wiedergeben.

Mit Geringschätzung blickt die Gegenwart auf die Sculpturwerke jener Zeit zurück. Der Kunstgelehrte geht mit einem verächtlichen Achselzucken an ihnen vorbei und überläßt die Namen der Künstler jener Zeit der Vergessenheit. Manierismus, Schnörkelwesen, unwahres Schäferthum, Pöps, so lauten die Stichworte, mit denen man die Leistungen jener Epoche abfertigt. Es ist wahr, Uebertreibung, Schwulst, oder wieder unwahrer Hosten haften gar vielen dieser Werke an. Und doch steht in manchem alten, ver-

schmückelten Garten, dessen hochgewachsene Linden nicht mehr unter der Scheere des Gärtners zu leiden haben, in den alten, halbverfallenen und übermoderten Wasser-
 kunstwerken, vor den aufgelassenen Goldfasanengärten so manches Bildwerk, das uns wahrhaft lebendig mit wunderbarer Grazie anlächelt. Man geht vorbei, die stumme Sprache des Bildes: ich gehe zu Grunde, nimm mich fort, schütze, rette mich! bleibt ungehört. Ja wohl, der Styl unserer Zeit ist strenger und reiner, aber er ist auch nüchterner, steif und schablonenhaft, und es scheint mir sehr fraglich, ob das Urtheil späterer Tage die Mehrzahl unserer Monumente als die Kunstwerke gelten lassen wird, für die man sie jetzt ausgiebt. Wie unsere ganze Kunst hat auch unsre Sculptur große Absichten. Sie möchte ihren Gebilden Gott weiß welche Tragweite geben, sie möchte Ideen, nationale und universelle, darstellen, und bleibt darüber in der Hauptsache, der Darstellung einer schönen lebendigen Körperlichkeit zurück. Unsere Sculptur will mehr und kann weniger. Sene wollte weniger und konnte mehr. Das ist schließlich das Facit beider Epochen.

An der Seite des Künstlers, der bereits das fünfzigste Jahr erreicht hatte, stand eine Frau am Anfang der Zwanzig, schön wie eine Muse. Mädchenhaft blickten ihre dunkelbraunen krystallhellen Augen hinter den schwarzen Wimpern hervor, die edle Stirne, vom schönsten schwarzen Haare gekrönt, der liebliche Mund machten sie im Verein mit dem blendenden Teint, der hohen Gestalt zu einer Königin ihres Geschlechts.

Von der Ehe dieser Beiden ging in der Stadt die Rede, daß sie keine glückliche sei. Es war unleugbar, daß die Gatten nicht recht harmonirten. Nicht sowohl im Unterschied der Jahre lag der Grund davon, vielmehr in der Differenz der Charaktere. Es war etwas Disparates zwischen dem Künstler von echtem Pfälzer Blute und dem ehemaligen Hoffräulein aus einer kleinen mitteldeutschen Residenz.

Wally von Erdmann hatte daheim, wiewohl ihr Vater, den sie frühe verloren, ein nur geringes Vermögen hinterlassen, schon durch ihre Geburt Ansprüche auf jede Art von Auszeichnung gehabt, die man ihr

denn auch bei ihrer Schönheit und ihren geselligen Eigenschaften doppelt willig entgegenbrachte. Man fragte nicht, wie viel oder wie wenig sie besitze, sie nahm doch Theil an Allem, was die Residenz an Festen und Belustigungen bot, war gefeiert als die schöne Erdmann, die Tochter des verstorbenen Sägersmeisters. Das machte sie heiter, oft bis zum Uebermuth. Hier, unter Leuten, die in ganz anderen Anschauungen aufgewachsen, unter lauter auf den bloßen Erwerb angewiesenen Bürgern, fühlte sie sich fremd, in ihren Ansprüchen herabgedrückt, nicht an ihrem Plage, und wurde nicht selten unwirsch und auffahrend. Man schalt sie hoffärtig und meinte, sie bleibe immer ihrer Ahnen eingedenk, was doch lächerlich sei, da sie ohne Vermögen. Da zog sie sich mehr und mehr zurück. Ihr Gatte aber vermochte den Widerspruch zu ihrer Umgebung, in den sie sich versetzt sah, nicht auszugleichen. Rippert hatte etwas künstlerisch Freies, war gewohnt, das Leben in sorgloser Sicherheit zu führen, jede Controle, jede Beschränkung war ihm verhasst. Drückte ihn etwas, so ging er gern außer Haus,

fuchte Geselligkeit, mitunter lärmende, auf, um sich zu zerstreuen. Sie dagegen mied die Welt und zeigte ihr, daß sie nicht nach ihrem Geschmacke, behielt immer etwas Bornehmes und Abgeschlossenes. Zudem war bekannt, daß Frau Lippert ihrem Manne häufig Verschwendung vorwerfe und sich besorgt über die durch die Ausgaben ihres Mannes gefährdete Zukunft ausspreche. Ursachen genug, daß die Fama einer kleinen Stadt, welche Alles vergrößert, bereits von häuslichem Unfrieden erzählte.

Eines war besonders empfindlich und ein Grund mancher Verstimmung: Lippert hatte ein hohes Selbstgefühl, das sich gern unmäßig ausbreitete; von der Bescheidenheit des Genius, von welchem häufig die Hede, war er weit entfernt. Er arbeitete im Enthusiasmus und dieser hielt noch an, wenn er fertig war; seine Arbeiten gingen ihm über Alles und er forderte ungestüm Anerkennung seines Werthes. Sie dagegen schien stets bedacht, ihr Lob einzuschränken und war stets der am schwersten zufriedenzustellende Kritiker. Der Grund dieser Zurückhaltung

schien Lippert auf einen Mangel an Liebe zurückzuführen.

„Meiner Juno kann ich nichts recht machen!“ rief er dann mit einem Seufzer, und sich selber mit Jupiter vergleichend, rüstete er wie dieser zu einer längeren Ausfahrt.

In das Haus dieser Gatten war nun Robert Lenz eingezogen.

Er wurde von der Frau eigenthümlich schweigsam und gemessen empfangen.

Umsomehr schien Lippert willens, dem jungen Manne, den er gewissermaßen entführt, die neue Heimath angenehm zu machen.

Er schloß eine Kammer auf und zeigte ihm die Modelle seiner früheren Arbeiten: seine Atalanta mit Jagdnymphen, seinen Arion auf dem Delphin reitend. Eine tiefe Wirkung dieser Werke auf das Gemüth war in des Sünglings Zügen bemerkbar. Er blickte sie unverwandt an und wollte nicht von der Stelle.

„Hab' ich Euch zufriedengestellt?“ fragte der

Künstler, indem das eigenthümliche Lächeln um seine Mundwinkel spielte.

„Mir ist, als hätte ich nie ähnlich Schönes gesehen,“ erwiderte der junge Mann nach einer längeren Pause. „Ich vergaß Alles, als ich so vor diesen Bildwerken stand. Alles ist so wahr und doch so anders als die Wirklichkeit. Diese Atalanta scheint nicht zu gehen, sie fliegt — und ihre Nymphen lächeln schöner als je ein Weib gelächelt Ich stehe vor Gebilden einer anderen Welt —“

„Ihr habt damit in Curer Art das Richtige gesagt,“ erwiderte der Künstler. „Das Wesen der Kunst liegt in einer hohen Empfindung. In diese muß das Natürliche getaucht und wieder herausgehoben werden, sonst ist Alles Stümperei. Kann man die Menschen für die Kunst brauchen, wie man sie sieht, wie sie umhergehen? Nein. Darf man beim Modell stehen bleiben? Nein. Die Kunst soll ja die Schönheit, die Grazie, den Adel vieler Bildungen in Eins zusammenfassen und die unendliche Mannigfaltigkeit in Eins umarbeiten, nur so wird ein

Werk geboren, das uns anlächelt, anleuchtet, als wäre die Natur über die Menschen hinaus zu den Typen der Wesen geschritten. Copire nicht, Künstler. Handwerker copiren. Nimm in Dir auf, sauge die Erscheinungen in Dich, fühle, empfinde und gieb das innerlich Geschaute wieder. Wehe Dir, wenn Du nur ein Copist der Wirklichkeit bist"

Er lächelte eine Weile seltsam vor sich hin und fuhr dann fort:

„Ich war ja auch nie im Olymp und habe nie mit den Fabelwesen der Dichter verkehrt. Wo habe ich je einen Jüngling auf einem Delfin, also auf einem Fisch, über einer ungeheuren Tiefe reiten sehen, daß ich das Gemisch von Triumph und Zagen in seinen Zügen lesen konnte? Doch ist es da. Der Künstler bildet auch, was er nie gesehen, was nie war, was nie sein wird, nicht bloß Fabelblumen und Fabelgethier, auch die Schönheit, wie sie nie war. In seinen Dichtungen muß der Dichter, in seinen Darstellungen der Künstler leben; vermißt man ihn, ihn selbst, sieht man nur die Dinge, dann steht es

schlimm. Die Menschen sind charakterlos, die Kunst charaktervoll, das Leben dürstig, die Kunst reich — nicht umsonst und mit Unrecht nannte sie das Alterthum göttlich.“

Robert hatte schweigend zugehört, den Kopf tief gesenkt.

„Worüber denkt Ihr nach?“ fragte Lippert.

„In meinem Herzen zuckt und reißt es,“ erwiderte der Jüngling. „Es tagt zum erstenmal in mir — verwundert blicke ich umher in einer mir neuen Welt. Ob Sie wohl auch, jung, am Anfang Ihrer Laufbahn, solche Stimmungen hatten, Stimmungen, wo man weinen möchte und das Herz fast zersprang?“

Er verstummte, blickte den Meister eine Weile lang mit leuchtenden Augen an und fuhr fort:

„Man erglüht vor Schöpferlust und mißtraut wieder kleinlich seiner Kraft; heiß und kalt durchläuft es Einen, Behmuth erfaßt uns beim Anblick dessen, was ein Meister gethan, weil man verzagt, je über die eigene Stümperei hinauszukommen. Wird mir

der Schritt vom Handwerker zum Künstler gelingen?
 . . . Gebt mir die Hand, Meister, so wird es mög-
 lich sein."

Mit diesen Worten ging er aus der Kammer
 hinaus.

Es war Mittag geworden.

Auch bei Tische war Frau Lippert auffallend
 schweigsam. Ernst weilten ihre Augen auf dem Ge-
 sichte des Gatten, bald auf jenem des jungen Mannes.
 Diesen erfaßte eine Sorge: daß er nicht gern gesehen
 werde und die Frau mit seiner Wahl zum Gehilfen
 unzufrieden sei.

Er eilte wieder an die ihm angewiesene Arbeit.

Abends war Robert noch in der Werkstätte
 beschäftigt, als Lippert, der eine Weile fortgewesen
 war, eintrat und seine Frau herbeirief.

"Es geschehen doch merkwürdige Dinge," sagte
 er zu Beiden gewendet in einer gewissen Erregung.
 "Du, Frau, hast es mir verübelt, daß ich den jungen
 Mann da gestern von der Reise abgehalten. Da
 höre nur! Robert kann vom Glücke sagen, daß er

hier geblieben. Der Postwagen war, scheint mir, dem Unglück geweiht. Knapp vor dem „Rothem Stern“ brach die Achse und eine Stunde später ist er im Bodener Wäldchen angefallen worden. Der Postillon wurde vom Bocke herab in einen Graben geworfen, einem Passagier wurde von den Strolchen eine Kugel durch den Arm geschossen — wer weiß, was Euch geschehen wäre, Robert!“

Man ließ Lippert die weiteren Umstände des Ereignisses erzählen und wie zwei zufällig herbeigekommene Reiter dem Ueberfall eine andere Wendung gegeben.

Nach einer Pause sagte Frau Lippert zu ihrem Gatten:

„Es wäre ihm nichts geschehen. Warum hätte er nicht heil durchkommen sollen wie die Uebrigen?“

„Ich entnehme aus Ihren Worten,“ sagte Robert im Tone der Befangenheit, „daß Ihnen meine Abreise lieber gewesen als mein Bleiben. Es sollte mir leid thun, wenn Sie mit meinem Eintritt

in dies Haus unzufrieden wären und würde Alles versuchen —“

„Sie mißverstehen mich,“ sagte Frau Lippert, leicht erröthend. „Die Sache liegt anders. Mein Gatte hat mir Ihre Geschichte erzählt und da jage ich: Da es nun einmal bestimmt war, daß Sie reisen sollten, hätten Sie dabei bleiben müssen. Entschlüsse soll man ausführen, es straft sich immer, wenn man von ihnen abgeht.“

„Um Himmelswillen, verschone mich mit Gemeinplätzen!“ rief Lippert. „Warum soll es sich strafen? Warum soll man nicht auch von Entschlüssen abgehen? Das hieße nicht selten: Gehe der lieben Consequenz halber nur weiter fort auf dem Wege, wenn Du ihn auch als falsch erkannt. Du wirst in eine Grube fallen, aber den Ruhm eines Charakters davontragen.“

„Und wirst Du bestreiten,“ fragte die Frau, „daß man es meistens bereut, wenn man den ersten Impulsen nicht folgt? Weil nämlich diese gewöhnlich

die richtigen sind, sind auch die Entschlüsse, die aus ihnen hervorgehen, meist die heilsamsten. Und so sage ich: Herr Robert hätte reisen sollen, da es einmal so beschloffen war. Nicht bloß Thretwegen," wendete sie sich an den jungen Mann, „weil es Herr Fernthaler so wünschte; auch für uns wünschte ich es, denn ich möchte nicht, daß Fernthaler's einen Grund erhielten, über uns zu klagen. Soviel von der Sache, weil sie einmal ein unerwarteter Zufall auf's Tapet gebracht."

„Ich sehe jetzt, daß nur Wohlwollen Ihre Worte dictirt hat," sagte der junge Mensch. „Deß bin ich herzlich froh. Da Meister Lippert über meine Angelegenheit gesprochen hat, kann ich dem Zuge meines Herzens folgen und offen reden. Ja, auch mir sind solche und ähnliche Gedanken gekommen. Und doch hoffe ich meinen Entschluß, in Worms zu bleiben, nie zu bereuen, so lange ich das Wohlwollen Ihres Gatten und das Ihrige besitze. Im Uebrigen will ich meine Abwendung von meinem ersten Entschlusse dadurch gutzumachen suchen, daß ich es Herrn Fern-

thaler gegenüber halte, wie wenn ich Worms wirklich verlassen hätte.“

Der junge Mann grüßte und ging auf sein Zimmer, das auf einem vom übrigen Hause getrennten Flur lag. Seine Phantasie war mit den Anschauungen des neuen Meisters erfüllt, sein Sdeengang umgekehrt, verwandelt. Er wünschte nichts so sehr, als im Zauberkreise dieses Mannes bleiben zu dürfen. Selbst Claudia's Bild wich zurück in dieser neuen Umgebung.
